Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 33 (1929-1930)
Heft: 5

Artikel: Der Lebensretter
Autor: Frei, Otto
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664579

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sengiganten herumziehen, Otto Frölicher, Solothurn, den wir allerdings einer vergangenen Epoche zuweisen, gelangen wir zu den Künstlern der Jetztzeit.

Und da ragt als ein mächtiger Fels Ferdinand Hodler auf, von dem das Berner Kunstmuseum von den besten und wertvollsten Werken besitzt. Ein Segantini hat die Alpenwelt gleichfalls erlebt und empfunden. Er ist in die Klarheiten, die jede Gebirgsfalte, jedes Gräschen in seiner ganzen Schärfe und Umrissenheit erkennen läßt, eingedrungen. Ein Nichtkenner unserer Alpenwelt bezeichnete diese, durch die Luft geschaffene Stellen als Öde! Auch Segantini, von dem Bern freilich keine Bilder besitzt, hat das ganze Leben und die Verbundenheit der Natur mit der menschlichen und tierischen Kreatur durchgelebt und durchgelitten. Wie die Sonne die schroffen Felsen und Gletscher umspielt, wie die Luft sich an ihnen bricht, das hat Segantini gesehen und als Offenbarung seiner Mitwelt überliefert.

F. Diday. Alphütte im Berner Oberland 1840.

Aber Ferdinand Hodler erfaßt den Berg, den Gletscher, die Wolken, die in diesen einsamen Höhen vorüberziehen, anders. Ebenfalls mit Klarheit, Sachlichkeit, Schärfe. Unter seinem Pinsel trat die Struktur des Gebirges in Erscheinung: Eigenarten, Schönheiten, die ein anderer nicht beachtet, drangen dem Meister in die Hand. So, ja so sieht der Berg aus; so zeigt er sich unter Weglassen jeglicher Kleinigkeiten, die den Blick vom großen Ganzen ablenken könnten. Hodler hat uns die Augen für die Alpen geöffnet. Uns und den Künstlern unserer Zeit. Und damit hat er uns alle in den Bann unserer Alpenwelt gezogen. Nicht Kopien sind die Malereien, die in der Folge erstanden. Werke im Berner Kunstmuseum beweisen, daß mit Hodler ein neues Zeitalter anbrach, das dem Künstler wohl die Wege wies, jedoch ihn seiner Eigenart nicht beraubte. Der Künstler unserer Zeit wächst am Berge und an der Alpenlandschaft. Er sieht in jedem Berg eine Individualität. Nichts kann ihm klein erscheinen, selbst nicht die braunen, ineinandergeschachtelten Häuschen eines Walliserdorfes und auch nicht die Figur einer müde gearbeiteten Älplersfrau, die gebückt den steilen Pfad hinan tastet, hinter sich eine kleine Ziegenherde oder auch nur ein Tier. — Ein Eduard Boß, ein Vallet, all die Künstler, die im Kunstmuseum vertreten sind — sie legen Zeugnis ab von diesem Geist, der sich in unsere Alpen versenkte und sich organisch mit ihnen verband.

*

Der Lebensretter.

Von Otto Frei.

1.

Die Sache ereignete sich, knapp und wahr erzählt, folgendermaßen:

Hans Holzer, Hilfsarbeiter bei der Firma Klöppel & Co., trat an jenem Freitagabend wie immer durch das vordere Fabriktor auf die Straße. Ein paar Schritte vor ihm ging Josef Brütsch, der Fabrikschreiner, ein etwas verlotterter und verflickter Junggeselle, den sie in der Fabrik kurzerhand „Flaschenhals" nannten (wegen seiner großen Liebe zu aufknallenden Bierflaschen und weil er in seiner geraden Schlankheit einem Flaschenhals wirklich sehr ähnlich sah). Holzer nahm sich zuerst vor, seinen

Kollegen, mit dem er sich im Großen und Ganzen nicht übel vertrug, rasch einzuholen; die beiden hatten ja ohnehin ein Stück weit den gleichen Heimweg. Aber Brütsch schien es heute sehr eilig zu haben, er nahm zwei Schritte für einen, und Holzer blieb immer weiter hinter dem Davoneilenden zurück. „Der Durst zieht den guten Kerl am Strick," lachte Holzer und gab es auf.

Und nun geschah es. Als Brütsch vorn um das Eckhaus bog, riß er sein gelbes Nastuch aus der Tasche, und Holzer sah eben noch, wie da etwas Gelbes und Schweres zu Boden fiel und hart aufschlug, ohne daß Brütsch, der nun schon um die Ecke war, es bemerkt hätte.

Holzer bückte sich und hob den Fund auf. Richtig, auf dem zerknitterten hellgelben Zahltagsäcklein war es zu lesen: „Josef Brütsch, Schreiner. 1. bis 15. September. Fr. 160.—."

Holzer blieb eine Zeitlang unschlüssig stehen. Was nun? Das Ding da einstecken oder dem Kerl dort nachlaufen? Aber Brütsch war ja kaum mehr zu erreichen, und aus Holzers Augen brach plötzlich ein großes, herzgutes Lachen: „Nein, heute noch nicht! Lassen wir das Fischlein erst ein wenig zappeln!"

Damit steckte er den gefundenen Zahltag ein und machte sich unverweilt heimzu.

2.

Zu Hause, das heißt in der Dachwohnung einer hundertfenstrigen Mietskaserne am Rand der Stadt, traf Holzer seine junge Frau in der Küche an. Sie saß da an dem schmalen rauhhölzernen Tischchen in der Spühlecke, hatte ihr Kind im Arm und ging eben daran, ihm die Brust zu reichen. Das magere vierwöchige Knirpslein drängte hungrig gegen die Mutter an, man sah, es lag ihm viel am Leben.

Holzer fuhr seinem Kinde mit der verschwielten schwarzen Hand leicht über das karge flaumzarte Kopfhaar und lächelte. „Wie stellt er sich?"

„Immer besser", antwortete die Mutter, „er wird noch ein richtiger Holzer."

„Wie meinst du das?"

„Er hat Appetit für drei..."

Holzer trat ganz nahe an den Tisch; er war voller Freude. Aber wie er nun auch seiner Frau eine kleine Zärtlichkeit erweisen wollte, fiel ihm wieder einmal ihre papierene Blässe und die bedrohliche Trübe ihrer Augen auf. Da ließ er von ihr ab und tat einen sorgenvollen Schritt nach rückwärts.

„Du warst also diesen Nachmittag beim Arzt?" fragte er.

„Ja."

„Und?"

„Es sei weiter nichts. Nur Übermüdung. Ein kleiner Erholungsaufenthalt, meint er, könnte schon Wunder wirken. Aber wir... Ich habe es ihm auch gleich gesagt..." Hier verstummte die Frau wieder, und zugleich zog sie ihr Kind ein wenig fester an sich.

Holzer hatte, nur so zur Spielerei, ein Holzscheit vom Herd aufgehoben. Nun brach er es mit bloßen Händen entzwei, daß es hart durch die Küche krachte. Er wußte es ja, und halb hatte er es kommen sehen. Seine Frau hatte in der Fabrik Jahre lang schwere Männerarbeit verrichtet. In ihrer ledigen Zeit ging es vielleicht noch an. Aber auch als sie schon längst seine Frau war, wollte sie, gegen seinen Willen, von dieser Plackerei immer noch nicht ablassen. „Unsere paar Möbelstücke schreien mich täglich an: Bezahlt uns! bezahlt uns!" sagte sie, „und was wir jetzt zusammen einbringen, das kommt uns später doppelt zustatten." Damit hatte es ja in der Tat seine Richtigkeit, und so brachten sie das Opfer — auch er. Bis das Kind kam. Und da zeigte es sich, daß ein Mensch eben doch kein Zugochse ist. Gott sei Dank, das Kind hatte nichts abbekommen, es gedieh ganz leidlich, und einmal hatte es sogar schon etwas wie ein Lächeln um den Mund gehabt. Aber die Mutter...

„Irgendwie muß es doch möglich sein", sagte Holzer jetzt, „ich werde sehen." Aber er sagte das nur so vor sich hin, um die Sache für heute in den Wind zu schlagen, und wie einer, der seinen eigenen Worten nicht recht traut.

Später fiel es der kranken jungen Frau auf, daß ihr Mann einmal übers andere mitten in einem Satz plötzlich abbrach und ins Leere starrte. Aber da sie den Grund dieser Seltsamkeit hinlänglich zu kennen glaubte, drang sie mit keiner weitern Frage in ihn. Als sie dann, früher als gewöhnlich, zu Bett gingen, schien ihr sogar, ihr Mann sei diesen Abend sonderbar kantig und zugeknöpft — wie einer, der sich ganz in seine eigene Welt zurückzieht, oder wie einer, der angestrengt und doch ohne sichtlichen Erfolg rechnet und rechnet...

3.

Als Holzer am Samstagmorgen zum vordern Fabriktor hineinschritt, trug er in der

einen Kitteltasche ein Stück Brot, in der andern, neben ein paar schmierigen Akkordzetteln, den gefundenen Zahltag. Er hatte das zerknitterte gelbe Säcklein seit gestern weder besehen noch auch nur angerührt. Vermutlich würde Brütsch heute die ganze Fabrik alarmieren, und er, Holzer, würde dann, nachdem genug Lärm und Wesens gemacht war, plötzlich und unerwartet mit dem Fund herausrücken. Das würde einen Hauptspaß und nebenbei vielleicht sogar einen kleinen Finderlohn für ihn absetzen, dachte er.

Aber es kam anders. Fürs erste stellte es sich heraus, daß Brütsch von seinem gestrigen Mißgeschick zu keinem Menschen ein Wort sagte. Zu keinem — außer zu Holzer. Holzer, der sonst der Schlosserei zugeteilt war, hatte heute ausnahmsweise wieder einmal unten in der Fabrikschreinerei Handlangerdienste zu tun. So war er für ein paar Stunden Brütschs Geselle.

Die beiden arbeiteten eine Zeitlang stumm nebeneinander her, jeder hatte seine eigenen Gedanken. Sie leimten Holzleisten zusammen, und ihre Köpfe kamen sich dabei manchmal so nahe, daß jeder für einen Augenblick die Leibwärme des andern spürte. Und in einem solchen Augenblick geschah es nun, daß Brütsch plötzlich auffuhr und zu Holzer sagte:

„Hältst du so etwas für möglich?"

„Was?" fragte Holzer.

„Daß mir da gestern einer meinen Zahltag aus der Tasche stiehlt?"

„Stiehlt?"

„Ja, stiehlt! Hier — aus dieser Tasche!"

„Das wäre ja... Aber du machst wohl einen Witz?" meinte Holzer.

„Zum Teufel, nein! Wenn ich es sage!" donnerte Brütsch.

„Warst du denn..."

„Nein, blitznüchtern war ich, den ganzen Abend."

Holzer war wie vor den Kopf gestoßen. Mit dieser Wendung der Dinge hatte er gar nicht gerechnet. Nun wandte er sich wieder an Brütsch und sagte:

„Unglaublich! — Ja, und was willst du nun tun?" (Diese Worte fielen ihm nur so aus dem Munde; er wußte selber kaum mehr, was er sagte.)

„Tun?" polterte Brütsch. „Gar nichts ist da zu tun! Ich habe keine Anhaltspunkte. Gar keine!"

„Aber — wenn du es auf dem Bureau meldetest? Vielleicht..."

„Niemals! Ich lasse mich von denen da oben nie wieder Trunkenbold schelten!"

Nun zog Holzer schon seine rechte Hand von der Werkbank zurück, um mit ihr in seine Rocktasche zu fahren. Denn wozu dieses lächerliche Gerede hin und her, wenn man der Sache doch abhelfen konnte! Und wie würde Brütsch nun die Augen aufreißen und...

Aber im selben Augenblick wirbelte es wie Nebel durch Holzers Kopf, und während der Dauer einer Sekunde durchzuckte es ihn: Gestohlen... Keine Anhaltspunkte... Und er meldet es nicht... Meine Frau, wenn ihr nicht sogleich geholfen wird... Und er würde mir das Geld ja leihen, wenn ich ihn darum anginge... Er leidet deswegen keine Not, er, so allein... Und er würde es ja vielleicht auch nur vertrinken... Überhaupt, ja, ja, er bekommt es nach Jahr und Tag mit Zins und Zinseszins wieder zurück, ohne daß er weiß, von wem... Vielleicht schon in einem Monat, vielleicht...

Nein, in seinem Innersten war Holzer mit all diesen Dingen nicht ganz einverstanden. Irgendwo haperte es. Aber es wuchtete wie eine fremde, dunkle Gewalt über ihm, und jetzt, ihm selber unbegreiflich, streckte er seine Hand, mit der er schon unterwegs nach der Kitteltasche gewesen war, sachte wieder nach dem Leimtopf aus, der da vor ihm auf der Werkbank sott und brodelte. Und da war es geschehen. Nun konnte Holzer nicht mehr zurück, er fühlte es dunkel. Vorhin hatte er noch freies Spiel und freie Aussicht gehabt, jetzt nicht mehr. Und nun mußte er den Dingen ihren Lauf lassen.

Man arbeitete weiter, man redete noch ein paarmal hin und her (Brütsch schon wieder spaßhaft, denn er war im Grunde ein lieber, guter Kerl; Holzer wie im Traum), und die Kirchenuhr, die vom Bühl her mit stummem Gleichmut zum Fenster hereinglotzte, sorgte auch heute dafür, daß der Vormittag ein Ende nahm...

4.

Der erste Brief, den Holzer von seiner Frau aus der Sommerfrische erhielt, war etwas knapp und mager ausgefallen, knapp und mager wie die Hand, die ihn geschrieben hatte. Er handelte in der Hauptsache von Peterchen, dem Kind. Der Kleine lasse sich in dieser ländlichen Luft und Sonne recht munter an. Überhaupt,

sie seien beide bei diesen Leuten im Bergtal oben prächtig aufgehoben, Mutter und Kind.

Der zweite Brief, der acht Tage später einlief, machte schon ein ganz anderes Gesicht. „Wahrhaftig, er duftet nach Berggras und frischer Milch!“ lächelte Holzer. Seine Frau schrieb von dem gesunden Schlaf, den sie da oben endlich wieder gefunden habe, und wie sie nach und nach wieder zu Atem gekommen sei. Es dünke sie, sie sei jetzt schon ein ganz anderer Mensch, und er, Holzer, solle sich dann über ihre vollen roten Backen nur nicht etwa die Augen aus dem Kopf staunen — seine kuhbraunen Holzeraugen! Wenn er nur auch bei ihnen sein könnte! Das einzige Ungerade in ihrem Glück sei: denken zu müssen, daß er sich mittlerweile für sie vielleicht das Brot vom Mund abspare, um nicht zu arg in den Rückstand zu kommen. Nein, das dürfe er um Gotteswillen nicht tun! Sie wolle ja gerne, wenn sie zurück sei, eine leichtere Heimarbeit vornehmen, so etwas wäre ihr nachher ein Spaß. Für heute könne sie ihm nicht anders als mit Worten danken, aber er werde bald genug zu spüren bekommen, was für eine Frau er an ihr habe...

Diesen Brief las Holzer eines Mittags, auf dem Weg zur Fabrik. Nach dem knappen, schmalen Mittagessen, das er sich die Zeit her immer selber zurichtete, tat er ihm doppelt wohl. Er sah nun doch, daß er nicht umsonst knauserte, und das Glück, das ihm da mit der Genesung seiner Frau so prächtig aufblühte, war sogar ein paar wirre schlaflose Nächte wert. Übrigens — um seine Gewissensängste stand es auch gar nicht mehr so schlimm. Er hatte sich, nachdem doch alles so weit war, kühl und besonnen ins Zeug gelegt und als ein Mann mit der Wirklichkeit zu rechnen angefangen. Was gab es da noch lange zu flunkern! Drei Monate Zeit — und alles war im Reinen.

Holzer war in prächtigster Laune. Er pfiff im Dahinschreiten unaufhörlich den Refrain eines Liedes vor sich her, das sie gestern Abend im Sängerbund eingeprobt hatten:

Und willst du eine Reise tun
und hast nicht Roß noch Rad,
dann trittst du mit den Wanderschuh'n
am besten Paß und Pfad.

Jetzt kam er am Eckhaus vorüber, wo er vor vierzehn Tagen seinen großen Fund getan hatte. Er lächelte halb froh und halb schmerzlich in den Mittag hinein, blieb aber doch einen Augenblick stehen und spähte wie von ungefähr die Straße hinunter.

Da — was war das? Dort unten — der plötzliche Menschenauflauf? Der Straßenverkehr stockte, hundert Fußgänger ballten sich knäuelartig zusammen, und jetzt, Holzer sah es deutlich von weitem, jetzt hob man einen langen schlappen Körper von der Straße auf, man bettete ihn in die Polster eines Automobils, das gerade zur Stelle war, und dieses hornte, gab Vollgas und fegte stadteinwärts davon...

Der erste Fußgänger, der auf Holzer zukam, war einer seiner Arbeitskollegen. Er sagte: „Der nimmt nun wohl keinen Hobel mehr in die Hand.“

„Was war es?“ fragte Holzer.

„Bös überfahren, sage ich dir. Ausgerechnet über Brust und Bauch!“

„Wer...?“

Der andere zögerte einen Augenblick, und ehe er den Namen über seine Lippen brachte, hatte ihn Holzer schon dumpf und schwer vor sich hingerufen:

„Brütsch!“

Und er taumelte wie ein Betrunkener die Straße hinauf.

5.

Das Spitalzimmer, in dem Brütsch untergebracht war, duftete überstark nach Karbol. Es war eine schmale, einfenstrige Kammer, im äußersten Westflügel gelegen. Da herein brachte man nur Kranke von der Sorte Brütschs, nämlich jene, von denen man fürchten mußte, daß sie ab und zu durch plötzliches Aufschreien die große Spitalruhe störten. Aber für gewöhnlich schrien sie ja auch nicht lange...

Brütsch lag tief in den weißen Kissen, steif und reglos, denn sobald er ein Glied zu rühren versuchte, zuckten ihm hundert Messer durch den Leib. Er war in einen dicken, straffen Verband eingewickelt, wie ein Kind in seine Windeln, und das einzige, was er bewegen konnte, waren Mund und Augen. Die Augen hielt er starr auf die kalkweiße Zimmerdecke gerichtet, und mit dem Mund schnappte er hie und da nach etwas, man wußte nicht recht, nach Wasser oder nach Luft. Manchmal probierte er es auch mit einem tieferen Atemzug, aber dann schnitt es ihm jedesmal plötzlich den Schnauf ab, und seine Brust krachte.

Als es Abend geworden war, kam Holzer. Zuerst blieb er für eine Sekunde unter der Tür

stehen. Dann, als er Brütsch mit offenen Augen daliegen sah, lief er mit zwei großen Schritten auf das Bett zu und tat den Mund zum Sprechen weit auf... die Worte hatte er sich diesen Nachmittag hundertmal zurecht gelegt. Aber in Brütschs Augen war etwas, das sich wie zwei abwehrende Hände erhob und sagte: Still! Kein Wort! Da schluckte Holzer ein paarmal stumm hinunter und stand eine Zeitlang wie niedergeschmettert am Fußende des Krankenbettes.

Nach einer Weile flackerte ein Zucken über Brütschs Gesicht, und aus seiner armen, zertrümmerten Brust bröckelten stoßweise ein paar Worte hervor.

„Es ist schön von dir", stammelte er, „du bist... der einzige... Mensch..." Dann bäumte sich der Kranke wie unter ungeheuren Schmerzen.

Erst jetzt fiel es Holzer ein, daß Brütsch ja eigentlich mutterseelenallein in dieser Stadt gelebt und gehaust hatte, er gehörte zu niemanden, und niemand gehörte zu ihm. Da kam es über Holzer wie das süße Bewußtsein einer großen Pflicht, und er schwor bei sich, Bruderstelle an diesem Sterbenden zu vertreten. Vielleicht, daß er damit einen Teil seiner Schuld...

Nun strengte sich Brütsch abermals zum Sprechen an.

„Sei so gut und... sorge du... für alles... Das Grab und..." Damit war er erschöpft. Er lag weiß und mit zugefallenen Augen in den Kissen.

Jetzt brach es übermächtig auf Holzer herein. Das war der letzte Augenblick, nun mußte er Farbe bekennen! Er krallte seine Finger um die Bettlehne, beugte sich mit unendlich wehem Gesichtsausdruck weit vor und...

Da fiel von hinten eine Hand auf seine Schulter, die Hand der Krankenschwester.

„Er erträgt es nicht mehr," sagte sie nur.

Was erträgt er nicht mehr? wollte Holzer aufschreien. Es ist meine Schuldigkeit, und ich halte es so nicht mehr aus!

„Nein — er erträgt es sicherlich nicht mehr", wehrte die Schwester wieder ab, „jedes Wort kann ihn das Leben kosten."

Da machte sich Holzer mit einem letzten brüderlichen Blick vom Bett los und schritt stumm aus dem Zimmer, müde wie ein Mann, der über seine Kraft gearbeitet hat.

6.

Der Grabhügel, der auf den Namen „Josef Brütsch" lautete, war lange Zeit einer der schmucksten und gepflegtesten auf dem ganzen Friedhof. Es war immer ein Auge da, das zum Rechten sah, und immer eine Hand, die das Grab vom Unkraut säuberte.

An manchem Sonntagmorgen standen drei Menschen vor dem Hügel, ein Mann, eine Frau und ein Knäblein, standen da und schwiegen...

Einmal, nach Jahren, als Holzer an einem goldgelben Herbstnachmittag mit Peterchen allein auf den Friedhof gegangen war, zeigte er ernst auf das Grab und sagte: „Schau — der da hat deine Mutter gesund gemacht."

Peterchen begriff noch ganz und gar nicht, was das heißen sollte, aber er trippelte ans nächste Grab, klaubte da, ohne mit einer Wimper zu zucken, eine prächtige weiße Aster ab und steckte sie hernach fingertief in Brütschs Graberde... „Da wird nun ein großer Blumenbaum daraus werden."

Und Holzer konnte nicht anders, er mußte lächeln.

Ende.

Winterahnen.

Die Wipfel lustrauschen nicht mehr,
und Winter ist es schon morgen,
und Sorgen
kommen wie Vögel am Abend daher.
Die tragen auf tagmüden Schwingen
die Schatten der Nacht ins Land,
und erstorben ist all ihr Singen,
und grau ist ihr Gewand.

Die Wiesen buntblühen nicht mehr.
Verglänzt ist das grüne Geleuchte,
und feuchte
grauen die Nebel am Morgen daher.

Und ob auch die Strahlen noch fallen
in ihr fahlverquirltes Gesicht,
und ob auch die Hifthörner hallen,
dem Leben, dem rufen sie nicht.

Die Mädchen singen nicht mehr
am Abend mit innigem Munde.
Die Stunde
des Abends ist einsamkeitschwer.
Doch trostsam, ganz wunderbar eigen,
geht die Nacht des Herbstmonds ums Haus
und stellt in die Urne voll Schweigen
den goldensten Sternenstrauß.

Oskar Kollbrunner.